

# Die Eichenfuhr

Autor(en): **Marti, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 32

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648092>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

de trochen isch, so chöme no d'Bluemen u d'Spruch druuf, un am Morgen isch es fertig."

"Ja, du wottisch de grad düremache?"

"E worum de nid? We men eis im Chutt isch, so mueß me's grad dürehoue!"

"U macht dir de das nüt wäg em Schläfe?"

"Da stimmt men eifacht eis a, wenn es eim öppe d'Dugs-techle abeschryße wett, u de geit es ume wie gsalbet. Chumm de morn eis cho gschoue, wie die Stube de usgsfeht!"

Gly druuf bin i gäg em Lehreggli zue, wo mi für nes par Woche ha wöllen ynischte, u denide im große Huus het der Tröglimaler afa säliere. Es het voruffe gäng no glych gstrubuffet, nume mit däm Ungerfchied, daß gäge Mittinacht der Käge dilängerschi dicker worden ischt un es z'letschtamänd, wie z'mitts im Winter, gschneit het. I bi sälbi Nacht wiligen erwachet, u wenn i de albeneis der Hübu dür ds Lüfterli uus gestreckt ha, o ha-n-i dür ds Schneje düre im Huus nide ds Stubeliecht schwach gseh zünzte, u meh weder einischt het ds Juze vom Tröglimaler ds Chutte vom böse Schneelust mögen uber-töne.

Am angere Morge het ds ganze hingere Trueberland ume ds Winterchleid anne gha. Fascht e Schueh töif isch der Schnee uf em höhe Gras gläge, u d'Bäum, wo grad am Blüeien ume-gmacht hei, hei truurig ibri Escht gäg em Bode zue gstrekt. Es het eim weh ta, das müessen az'luege.

"Ch, was wärde die Lüt säge, we sie nid chöi grasen u kes Fueter für d'War hei! Das wird es Schlag un es Gjammer sy i dene Burehüser ume!"

I ha mer wääger fasch nid trouet, i ds Huus ahe z'gab. I ha gwartet bis z'Mittag, u da bin numen uf de Beje dür d'Chuchi uus täselet u ha d'Stubestür ganz süüferli ufta. U was mueß i gseh? Hodet nid der ganz Prägu vo Lehnliuten um e Tisch ume u lost ganz seelevergnüegt dem Maler zue, wo umen eis uf sim Gygli losgla het. U nüt da vo Chopfhäiche u Jammere, im Gägeteil, die Lüt hei sunnegi Gfichter gmacht, un i der Stuben innen isch es eim fei warm worde. Me het se fasch nümme umekennt: Das schittere, abgschossnige Buffert ischt i mene neue, rotbruun gflamnte Chleid dagstange, us de hällere Fülligen use hei eim sunnegi Bluemen aglachtet un oberdüre het der Spruch „Gott segne uns Beides, Liebes und Leides“ ndrücklich etgägeglüüchtet.

D ds Zitbüsli, ds Schäfli im Eggen u der Dse si i der glychen Art frösch gsundiget gly, alls warm u heimelig. I bi ganz verstuunete dagstange, u wo-n-i du afe mit eme Blick zum Pfäischter uus ha wölle frage, was sie de eigetlig zu däm uzitige Winter säge, isch mer du der Großätti z'Hülf cho.

"Ja gäll, Kari, dä Schnee duffe paßt dir allwäg nid am beschte. Mir si-n-is drum da innen afe gwanet, i wotti säge, i

weiß ke Monet, wo-n-es hieume nid gschneit het. Aber dä, wo ne bringt, het ne gäng ume gnob. Derzue hei mer gar ke Grund, öppe d'Chöpf la z'hange. Mir hei ja jek da inne Sunnen u Meje u de no so ne lufchtige Maler derzue. Ch, da mueß me doch uuffoue."

So het dä Tröglimaler dene Lüte a däm böse Mejetag Sunneschyn in ibri Stube prunge. Gly het o duffe die große Sunnen ume gschine, u gägen Abe ischt o üfi chlyni Trueber-wält umen im frösch puhte Mejechleid dagstange. Churz druuf het der Maler o d'Wohnstube im Buechschachen obe müessen i d'Hüpple näh. Dert het der groß Schaff der Spruch ubercho: „Gute Tage sind Glück, böse tragen ist Meisterstück“, un o der Trog u ds Buffert hei müesse zueheba. O hie hei die Lüt frösch uufgläbt in ihrer neue Stuben innen u hei die Möbu erscht rächt lieb u wärt ubercho, bsungerbar, wo se du zu glycher Zit ds Ungfel so verfolget het. Der Maler isch no a der Arbit gly, wo-n-es Morges der Vater ganz verschmejete chunnt cho i d'Stuben ihe z'sprunge mit däm böse Bricht, der Blösch, ibri bescht Chueh, hangi im Stall uffo tod im Hälslig. Sie heig sehr wahrshynlig i der Nacht der Gring unger d'Chrüpfen ungere gestreckt, sig dert mit de Hörnere ebbhanget u heig allwäg bim luege vürez'cho ds Gnid usgrächt. Das het e Chlupf g'gäh bi dene Buechschachelüte.

"So", seit Frix, „das het jek grad no gfühl i der böse Zit, wo me sücht afe längs zit nümme z'kehr chunnt. Letscht Woche het's is es Chalb u ne Sou töt u nid gnue, mueß jek no das großen Ungfel cho. Isch das jek vilicht d'Straf, daß mer hei wölle z'hoffärtig tue mit üser Stube? . . . Jek wett i doch bal, mir hätte das Züüg ungerwäge gla.“ . . . Es het o der Maler, wo grad däm Bricht zuegloft het, schier wöllen ubernäh; aber nid lang, fingt er doch der Rank. Er luegt se beidi a u düttet zum Spruch. uehe. Frix u Vifi folgi-n-em, si aber fei erschlüpf, wo sie ne gläfe hei; es tüecht se, die Buchstabe zünti ganz füürig zue ne-n-abe u fai se-n-a brönne, bis z'innerfcht ihe. Druuf luege sie enangeren a, bis du Vifi afe ds Wort nimmt: „Ja, Batter, da hei mer'sch ja. Gueti Tage hei mer gha; drum wei mer jehen o zeige, daß mir bösi chöi trage. Hei mer nid erscht rächt jek ne heimelegi Stube nötig un isch es nid guet, daß mir grad jek öppis hei, wo-n-is freut? U we mir nid im Stand si, üfersch Ungfel uber is z'näh, so wei mer de dä Spruch dert oben umen abchraße.“

Da het Frix die Sach o afa chüschte; er luegt no einischt a Schaff uehe u het erlichteret uufg'atmet. Me het gespürt, o-n-är het si dranne chönne uufrichte. Der Tröglimaler git ne d'Hang u d'Freud züntet ihm zu den Dugen use, wo-n-er zue ne seit: „Jek isch's rächt. Wenn i vom Wärt vo üser Sach no nie hätt föllen uberzügt sy, so wär i's doch grad jek worde.“ Druuf het er umen eis ds Gygli us em Chaschte gnob u het eis vo sine schönste Chehrline abglab.

## Die Eichenfuhr

Erzählung von Ernst Marti

In die Kilchhöri Fischendorf hielt der von einer hochlöblichen Obrigkeit abgeordnete Prädikant Hieronymus Steinhäusl seinen Einzug. Heiß war der Tag, gewaltig der Trubel, ohne den es bei solcher Gelegenheit nicht abgeht. So fühlte sich der Pfarrherr trotz seiner Rüstigkeit müde und als er wahrnahm, wie seine Gattin ganz erschöpft ausah, verhiß er zur Ermunterung: „Jetzt wollen wir recht ausruhen und niemand wird es uns verübeln, wenn wir morgen zu den Siebenschläfern gehören.“

Aber die schöne Absicht sollte vereitelt werden, denn mit den ersten Vorböten der Dämmerung sekte draußen ein solcher Höllenlärm ein, daß die beiden Eheleute gleichzeitig entsezt auf-

fuhren und mit den hohen weißen Nachtkappen fast an die niedere Zimmerdecke stieken.

„Ums Himmelswillen! . . . Feuerlärm . . . : Es brennt im Dorf.“ Mit mächtiger Bassstimme ertönte der Einwand: „Dann würde es läuten.“ Doch ein anderer Gedanke schien den mit den Volksbräuchen vertrauten Mann zu beunruhigen. Er wußte, daß sich ein Teil der Gemeindegenußoffen bei der Regierung für einen jüngern Amtsbruder verwendet hatten . . . Sollte etwa der Lärm vor den Fenstern eine Kagenmusik bedeuten, ein dörrliches Gericht. „In fremden Landen, so dozierte der Pfarrer, heißen derartige Entladungen des Unmuts ‚Haber-treiben‘, im Emmental ‚Treischleten‘, in Fischendorf mag ein

anderer Name üblich sein.“ Ob dem Mutmaßen über die Ursache wuchs der Spektakel noch. Unheimlich gellten Alarmhörner und himmelnde Schellen spielten die aufdringliche Begleitung. Allmählich wurden Rufe hörbar; die klangen nun nicht bedrohlich: „Hüh und hoi, hüft und hott, humm sä, fäl!“ Besonders beharrlich wurde freischend das Kommando geschrien: „Gäns us, Gäns us!“

Steinhäusli hatte sich mittlerweile an das Fenster gewagt, um durch ein Spältchen zwischen den Vorhängen auszuspähen. Es war ein sonderbarer Anblick, der sich ihm darbot. Im Zwielicht des trüben, regnerischen Augustmorgens, wälzten sich über den Dorfplatz, in den von allen Seiten gewundene Gäßlein mündeten, gespenstische Züge: Trüpplein von Kindern, Koppel kurzer, dicker Rößlein, an der Spitze jeweilen ein halbwüchziger Reiter, eine Schafherde, ein Rudel Schweine und zuletzt in langer Reihe schnatternde Gänse.

Der ganze Spuk hätte fast die Erinnerungen an alte Sagen wachrufen können: Von Nomadenvölkern, die aus den Gräbern steigen, um die einst verlassenen Heimattristen zu suchen. Aber Mitternacht war ja längst vorbei. Der junge Tag siegte und rief die Lebenden auf den Plan. „In Fischendorf muß heute etwas ganz Besonderes los sein“, machten die Pfarrersleute miteinander aus. Im Lauf des Vormittags kam der Sigrift in die Studierstube und gab auf Befragen die nötige Aufklärung: „Was Euch den Schlaf störte, war der Auszug auf die Moosweide. So, wie heute, geht es vom Mai bis in den Herbst jeden Morgen.“

„Ist das jetzt das berühmte stille Dorfleben, um das uns die Tanten in der Stadt beneidet haben?“ Also fragte Frau Steinhäusli und tat einen tiefen Seufzer. Der Fischendorfer begütigte: „Habt nur nicht Kummer. Das wird Euch bald so gewohnt sein, wie dem Müller das Klappern vor seinem Stübchen.“

\* \* \*

Im sommerlichen Mittagsglase lag das Dorf, lautlos, wie ausgestorben. Durch die menschenleeren Gassen schritt Herr Steinhäusli und fand nirgends Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen. So lenkte er seine gravitätischen Schritte auf die Straßen, die nach den Felsenpforten des Jura führten, zunächst in das weit gedehnte, topfebene Moos hinaus.

Gleich einem Dachspelz verharrte die dicke Staubdecke in träger Ruhe, sofern sie nicht von den Rädern eines Wagens aufgewirbelt wurde. Ueber den zahlreichen Wassertümpeln schwirrten Regionen von Geschmeiß, regungslos standen die Schilfhalme und die Blätter der Hageichen wagten nicht, zu flüstern. Bleierne Schwere lastete auf der Landschaft und die Einsamkeit wollte fast das Gemüt des Wanderers beengen. Plötzlich aber erschallte übermütiges Lachen. Der Pfarrherr suchte geschickt hinter einem Weidenstock Deckung und lauerte mit scharfem Auge . . .

Nicht weit von ihm lagerten im Kreis einige barfüßige Hirtenbuben. Sie ergöhten sich an einem echt bodenständigen Spiele. Sie hatten nämlich eine Anzahl von „Mutten“ (Rasenstücken) ausgestochen und nun wurde ein Wettbewerb abgehalten, bei dem ein jeder probieren mußte, ohne Benützung der Hände, einzig mit dem mehr oder minder zierlichen Mäulchen, eine dieser Schollen hoch zu heben und an ein bestimmtes Ziel zu tragen. Dabei gab es drollige Szenen, und Wangen sowohl als Lippen wurden geschwärzt, daß die Truppe bald einer verwegenen Schmugglerbande glich.

Noch an einer andern Szene konnte sich der unbemerkt gebliebene Beobachter ergöhen. Müde des geschilderten Kurzweils lockte jeder der Schingel eines der gemächlich weidenden Rößlein heran, tätschelte ihm den Hals und schwang sich behende auf den Rücken des zutraulichen Tieres. Und nun begann ein Wettrennen durch Ried und Rohr, über Gräben, Stock und Stein, waghafte Reiterkunst, die des Sattels und des Zaumes ent-

behren konnte. Ja, eine Elite vollführte den Galopp stehend, setzte dem Tier den rechten Fuß in den Nacken und wußte jedem Seitänzer zum Troß das Gleichgewicht zu wahren.

Ins Maßlose aber wuchs das Staunen des Predikanten, als aus der Ferne eine Gruppe kühner Reiterinnen nahte und unter übermütigen Zurufen an den Knaben vorbeistob.

Nachdenklich wandelte Herr Steinhäusli wieder heimwärts. Er rang mit zwiespältigen Gefühlen. Als Enkel einer Familie, die in der Reihe ihrer Ahnen tüchtige Offiziere hatte, gedachte er des eben angeschauten Turniers voll heller Freude. Andererseits regte sich in ihm der seiner Verantwortung bewußte Volkserzieher. Er konnte sich nicht verhehlen, daß das ungebundene, der Luftlicht bare Hirtenleben in den Schilfgründen schwere Gefährdung mit sich bringe. „Wenn anfangs Winter die Unterweisung beginnt, so überlegte er, dann muß ich diesem Böklein den Zaum anlegen und die Zügel straff ziehen.“

Unweit vom Dorfe holte er einen Landmann ein, der vom Felde heimkehrte. Es war ein rüstiger Greis, der mit seinen grauen Augen hell und klug in die Welt schaute. Der konnte gewiß über alle Verhältnisse der Gemeinde, auch über das Hirtenleben auf der Moosweide Auskunft erteilen. Meisterhaft verstand es der Pfarrer, das Gespräch rasch in die gewünschte Bahn zu lenken. Er äußerte seine Freude über die Reittünfte, hielt aber auch mit seinen Befürchtungen nicht zurück, daß die Jugend bei solchem Treiben verwildern, ja sogar der Verrohung anheimfalle. Der Alte äußerte sich diplomatisch und bedächtig: „Es wird wohl manchmal etwas gehen, das nicht recht ins Mäs mag. Aber wenn sie's gar strub treiben, so kommt es immer aus und dann nimmt man die Bürschlein etwa einmal in die Kur. Diejenigen, bei denen es daheim lag zugeht, scheuen den Schulmeister. Und dann müßt Ihr bedenken, Herr Pfarrer, immer ist es nicht so lustig da draußen, wie heute. Wind und Wetter helfen mit, die ‚Meberföhningen‘ zu dressieren. Auch macht der lange Tag, von drei Uhr bis zum Vernachten, müde. Es ist ein Leben, das stählt und wetterhart macht. Die meisten alten Leute von unserer Burgerchaft sind gesund wie Buchs. So lassen wir's bei dem, was üblich und bräuchlich ist. Wie schon gesagt: Wenn's die Bürschlein übertreiben, so wehrt man begreiflich, vergißt aber nicht, daß unsereiner auch einmal jung gewesen ist.“

Jetzt aber hieß es Platz machen. Die Rößhirten kehrten mit ihren Koppeln heim, in wohlgeordneter Zeile, sodaß der Alte Gelegenheit fand, seinem Begleiter einige markante Figuren vorzustellen.

An der Spitze ritt ein Schulknabe, hochgewachsen, sehnig, selbstbewußt. „Das ist der Müller Hans. Der Vater ist gestorben; der Sohn wird früh die Geißel in die Hand bekommen. Er kann jetzt schon besser fuhrwerken, als mancher Erwachsene.“ Es folgte ein schönes blondes Mädchen, das bescheiden zu Fuß ging und das einzige Rößlein, für das es sorgen mußte, an der Halfter führte.

„Das ist Züseli, das Meitschi des Bannwarts im Oberdorf. Es wäre am besten, wenn es das Müllern lernte, so hat gestern einer geneckt. Aber das ist auch so geschwächt. Es geht ja noch in die Schule. Bis es ans Heiraten kommt, kann es noch manches geben und die alte Müllerin wird eine Reiche wollen.“

In der Nachhut erschien ein Strubelkopf bemerkenswert, der kaum über die tückisch zurückgelegten Ohren eines mißfarbigen Klepperleins emporragte. Das verschmigte Bürschlein besaß dem Anschein nach das Zeug für einen künftigen Räuberhauptmann. Auf ihn deutete der Fischendorfer mit dem Zeigefinger: „Das ist Hehlers Sepp. Dem müßt Ihr aufpassen, Herr Pfarrer. Es ist ihm ungefähr so viel zu trauen, wie seinem Kloben, der ein verfl. Schlagwerk ist.“

Um Gesprächsstoff für die Abendmahlzeit war Herr Steinhäusli nicht verlegen. Er berichtete von seinen Erlebnissen und schloß die Rede mit dem Sage: „Eines weiß ich jetzt schon, es wohnt hier ein Schlag, der Mark in den Knochen hat.“

Schluß folgt.